



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Kulturgeschichte des Römerreichs

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dieser nicht weniger als 272 Seiten. Von den mancherlei Dingen, die in diesem langen Abschnitt vorkommen, hat Grupp nur einzelne, wie die Verkehrsanstalten und die Naturbetrachtung der Alten, einigermaßen berücksichtigt. Dagegen behandelt er weit gründlicher als Friedländer die Volkswirtschaft, die Finanz- und Steuerpolitik des kaiserlichen Roms, wofür er, wie Otto Seeck, die Abhandlungen von Rodbertus fleißig benutzt hat. Die landwirtschaftliche Technik der Alten, ihre Ackerbestellung, ihre Werkzeuge und Geräte, die Anlage und die Einrichtung der Villa, des Gutshofs, die verschiedenen Wirtschaftssysteme — Dinge, von denen die meisten bei Friedländer ganz fehlen — haben wir bis jetzt in keinem andern Werke so ausführlich und vollständig gefunden. In dem Abschnitt über den Luxus im dritten Bande polemisiert Friedländer Seite 143 gegen Roscher, der gesagt hat, das Rom der Kaiserzeit biete das großartigste Beispiel dar von dem unklugen und unsittlichen Luxus, wie er bei verfallenden Nationen einzutreten pflege. Grupp ist weit besser befähigt, diese Streitfrage zu schlichten, weil er tiefer in das Wesen der Volkswirtschaft eingedrungen ist. In dem Abschnitt „Kapital und Arbeit“ (II, 217 ff.) erklärt er sehr gut, warum und in welcher Weise unsere heutige mit Geld, Kredit und freier Arbeit betriebene und auf dem Wettbewerb unabhängiger Staaten beruhende Volkswirtschaft der antiken so gewaltig überlegen ist. Wenn er Seite 235 schreibt: „Der Luxus verdarb den praktischen Sinn, wie er heute den gebildeten Völkern, vor allem den Engländern eigen ist,“ so würden wir für Luxus lieber sagen: die ästhetische Auffassung des Lebens. Die heutigen reichen Engländer und Amerikaner leben nicht weniger luxuriös als die Vornehmen der römischen Kaiserzeit, aber ihr Blick bleibt trotzdem auf das Praktische gerichtet, während die vom griechischen Geiste beherrschte Römervelt den schönen Schein über alles schätzte und die Technik nur als Mittel zur Herstellung dieses Scheins würdigte. Die echten Griechen hatten über den schönen Schein noch die philosophische Spekulation gestellt, und Archimedes soll sich der Maschinen, die er für praktische Zwecke baute, geschämt haben, weil ihm die Verwendung wissenschaftlicher Ergebnisse für gemeine Bedürfnisse eine Entwürdigung der edeln Wissenschaft zu sein schien. Mit dem Lobe unserer heutigen kapitalistischen Volkswirtschaft scheint es in Widerspruch zu stehen, daß Grupp (II, 380) den Kirchenvätern Chrysostomus und Basilius, deren Lehre sich dem Kommunismus nähert, ein tiefes Verständnis der Wirtschaftsgesetze nachrühmt. Der Schein entsteht durch einen Fehler in der Anordnung des Stoffs. Eine solche Stoffmasse zu sammeln, fordert ja viele Jahre, und sie gut und richtig anzuordnen und in einer guten Darstellung zur Geltung zu bringen, würde dieselbe Zahl von Jahren beanspruchen, die aber schon deswegen nicht darauf verwandt werden kann, weil einem, der das tun wollte, der in so langer Zeit hinzufließende neue Stoff die Disposition immer wieder umwerfen würde, sodaß er niemals fertig werden könnte. So wird bei jedem solchen Werke die Anordnung manchen Wunsch unbefriedigt lassen. Aber Friedländer hat immerhin dabei eine glücklichere Hand gehabt. Er teilt sein Werk den Materien nach und vermag so von jedem Gegenstande, zum Beispiel vom Bauwesen, eine zusammenhängende Darstellung zu geben. Grupp teilt den Stoff chronologisch

ein (ohne die Zeitabschnitte deutlich erkennbar zu machen), muß demnach in jeder Periode sämtliche Gegenstände abhandeln und zerhackt so jeden Gegenstand in viele kleine durch das ganze Werk verstreute Kapitel. Auf diese Weise kommt es nicht zu einer zusammenhängenden Darstellung der Entwicklung der einzelnen Kulturgebiete, und darum bleiben auftauchende Widersprüche ungelöst stehn.

Für Grupp wäre sogar die stoffliche Anordnung in noch höherm Grade angezeigt gewesen. Denn während es Friedländer nur um ein großartiges Gemälde der damaligen Welt zu tun ist, will Grupp zeigen, wie aus ihr durch die Einwirkung des Christentums und der Germanen die neue hervorgegangen ist. Das schien nun freilich die chronologische Anordnung gerade zu fordern, und ganz konnte auch wirklich nicht auf sie verzichtet werden. Aber dieser Forderung wäre mit der Einteilung in zwei große Perioden, denen je ein Band gewidmet werden konnte, genügt worden. Innerhalb jeder solchen Periode aber mußten Gegenstände wie Sklaverei und Kolonat, Provinzialverwaltung, Heerwesen im Zusammenhange behandelt werden, wenn der Leser einen klaren Überblick über ihre Entwicklung bekommen sollte. In einem solchen Zusammenhange würden auch die vielen wertvollen Einzelheiten, die man in andern Werken vergebens sucht, zum Beispiel das Landvermessungswesen, die Provinziallandtage, viel besser zur Geltung gekommen sein.

In den verschiedenen Endzwecken der beiden Autoren liegt die Erklärung dafür, daß bei Friedländer, der uns die Herrlichkeit der alten Welt im Abendsonnenglanze zeigt, die Lichtseiten der griechisch-römischen Kultur stärker hervortreten, bei Grupp, der die Unvermeidlichkeit ihres Untergangs als Bedingung für das Werden einer neuen Welt zu zeigen hat, die Schattenseiten. Dem Werden dieser neuen christlich-germanischen Welt sind die letzten Kapitel des ersten und die meisten des zweiten Bandes gewidmet, während Friedländer das Christentum und die Germanen nur gelegentlich manchmal erwähnt und dem ersten nur eine einzige besondere Betrachtung gönnt, die jedoch auch nur fünf Seiten lang ist (I, 503 bis 508). Grupp's Werk ersetzt ein Handbuch der christlichen Archäologie. Er ist Katholik, behandelt aber diese für den orthodoxen katholischen Glauben gefährliche Periode der kirchlichen Entwicklung mit gewissenhafter wissenschaftlicher Objektivität und freimütiger Unbefangenheit. Er gehört zu den Katholiken, die im festen Glauben an die Göttlichkeit ihrer Kirche die Klüfte, die sich da auftun, überspringen, ohne sie zu bemerken. Nicht das Christentum steht in Gefahr, in diesen Klüften zu versinken, ja nicht einmal der Katholizismus, der doch außer den spezifisch jesuitisch-ultramontanen noch andre Bestandteile hat, die ihn vom lutherischen und vom kalvinischen Glauben unterscheiden. Aber die orthodoxe Lehre von den Heilmitteln und von der Hierarchie muß bei jedem, der sich nicht eines bombenfesten und dabei höchst naiven Glaubens erfreut, eine starke Erschütterung erleiden, wenn er den Zustand der Kirche der ersten drei Jahrhunderte betrachtet, den Grupp wahrheitsgetreu darstellt: die eucharistische Feier, die so himmelweit verschieden ist von der heutigen Messe, die verheirateten Gemeindeältesten, aus denen mit der Zeit Opferpriester geworden sind; wenn er dann das allmähliche Ein-

dringen jüdischer und heidnischer Anschauungen und Bräuche erwägt, das Grupp ebenfalls gewissenhaft verzeichnet, und das an sich keinen Vorwurf für die römische Kirche begründen würde, wenn es nicht später die Dogmatik beeinflusst hätte. Die Bigotten modernsten Stils werden Sätze wie die folgenden kaum mit der katholischen Dogmatik vereinbar finden: „Das Gebet ersetzte den Christen das Opfer und heißt bei einem der apostolischen Väter ausdrücklich ein Lobopfer der Lippen. Von Opfern, Priestern und Tempeln im Sinne der Heiden und der Juden wollten sie nichts wissen, nannten vielmehr jeden Gläubigen einen Priester, die ganze Gemeinde ein Priestervolk, jeden Leib einen Tempel des Geistes und jedes Gebet ein Opfer. Sie kannten keine Tempel, sondern nur Versammlungs-, Herren- oder Bethäuser.“ Das alles ist unbestreitbar, aber ein reformierter Christ würde bravo! dazu rufen.

Eine der gefährlichsten Klüfte, über die Grupp leichten Fußes hinweghüpft, ist die Einführung der Kindertaufe, deren Verteidigung gegen die Wiedertäufer auch den Reformatoren keine geringen Schwierigkeiten verursacht hat. Wer Augustins Konfessionen gelesen hat, der weiß, daß noch im vierten Jahrhundert die Katechumenen die Taufe aufzuschieben pflegten, weil sie nicht Lust hatten, auf ein Konkubinat oder auf irgendeinen andern von der Kirche verpönten Genuß oder Vorteil zu verzichten, und daß sogar fromme Eltern ihre Kinder von der Taufe zurückhielten, wenn sie ihnen die zur Erfüllung der Christenpflichten nötige sittliche Kraft noch nicht zutrauten; Grupp bringt noch viele andre Zeugnisse für diese Gepflogenheit bei. In ihr aber liegt doch, gleichviel wie man über die Bedeutung und die Wirkungen der Taufe gedacht haben mag, die Anerkennung, daß es die sittliche Beschaffenheit des Menschen und nicht eine Zeremonie oder ein sogenanntes Gnadenmittel ist, was sein Verhältnis zu Gott bestimmt, was ihn zum Christen macht, und was ihn vom Heiden unterscheidet: der bewußte Glaube also, selbstverständlich der in Liebe wirksame, machte selig. Indem man dann aber Kinder taufte und diesen durch die Taufe die Seligkeit zu sichern meinte, verwandelte man die Taufe in ein Zaubermittel, das ohne Rücksicht auf die Gemütsbeschaffenheit des Menschen diesen Gott wohlgefällig mache. Aus der damit als orthodox anerkannten Anschauung konnte und mußte sich bei der Eier der damaligen Menschen nach solchen Mitteln die kirchliche Heilmittellehre entwickeln. Daß der nach dieser Lehre immer reicher ausgestaltete Heilmittelapparat im ganzen mehr schadet als nützt, hat die Geschichte von anderthalb Jahrtausenden bewiesen. „Mit der Vermehrung der Gnadenmittel, mit der Vielfältigung der Eucharistie, dem Aufkommen der Kindertaufe, mit der Zunahme der Priester und der Gotteshäuser wuchs nicht auch in gleichem Grade der christliche Geist,“ gesteht Grupp. Die vorhergehenden und die nachfolgenden Schilderungen beweisen, daß er überhaupt nicht wuchs, sondern statt seiner die Wildheit, Roheit und Zügellosigkeit. „Christen und Heiden lebten vermischt und unterschieden sich wenig voneinander.“ Die Frage, in welchem Grade und Umfange und ob überhaupt das Christentum die alte Welt sittlich erneuert habe, ist sehr schwer zu beantworten. Daß viele Christen Tugendheroen gewesen sind und sich namentlich durch geschlechtliche Enthaltbarkeit ausgezeichnet haben, was bei

den bekannten Zuständen jener Welt eine doppelt schwierige und doppelt auffällige Leistung war, kann nach dem Zeugnisse des Galenus, mit dem uns Harnack bekannt gemacht hat, nicht länger bezweifelt werden. (Jahrgang 1903 der Grenzboten Seite 80 des zweiten Bandes. Grupp führt es II, 86 an.) Das ist jedoch noch kein Zeugnis für die Göttlichkeit des Christentums oder gar des spezifisch-katholischen Christentums, denn heroische Tugendübung kommt auch bei Heiden, namentlich bei Buddhisten nicht selten vor, und die in Amerika und in England häufigen Revivals — jetzt eben wird das Erwecken und Befehren in Wales sehr stark betrieben — erzeugen ebenso wie früher das Puritanertum zeitweilig bei nicht wenig Menschen große Sittenstrenge und tadellose Reinheit. Ähnlich verhält es sich — abgesehen von der noch unentschiednen Frage der Zahl der christlichen Märtyrer — mit dem Martyrium, das von Unzähligen für die verschiedensten mitunter nichts weniger als christlichen Ideen erduldet worden ist. Es gibt eben epidemische sittliche Paroxysmen, wie es lasterhafte gibt. Nur dadurch bekommt der damalige Paroxysmus, der seine Kraft aus der Erwartung der bevorstehenden Wiederkunft Christi schöpfte, eine alle ähnlichen Erscheinungen weit überragende Bedeutung, daß er den Anstoß zur Gründung und zur Ausgestaltung der christlichen Kirche, der größten, wichtigsten und wohlthätigsten aller irdischen Einrichtungen, gegeben hat. Und darum braucht uns auch der Umstand, daß die konvulsive sittliche Kraftleistung vieler einzelner und ganzer kleiner Gemeinden keine durchgreifende sittliche Erneuerung der damaligen Welt bewirkt hat, an der Göttlichkeit des Christentums nicht irre zu machen. Das Christentum läßt die einzelnen Menschen, wie sie sind; zwischen den Individuen der Christenvölker und der edlern unter den Heidenvölkern besteht kein Unterschied. In beider Herzen sind höhere, gemeine und böse Triebe wirksam, und je nach Umständen bekommt die eine oder die andre dieser drei Arten von Trieben die Oberhand.

Aber eben die Umstände hat das Christentum bleibend geändert. Es hat sittliche Ideale aufgestellt, die von nationalen und von Zeitmoden unabhängig sind, es hat die Forderung, nach der Verwirklichung dieser Ideale zu streben, zu einer allgemein anerkannten Pflicht erhoben, sodaß grobe Verstöße gegen das Sittengesetz nirgends mehr dauernd durch Staatsgesetze für erlaubt oder gar geboten erklärt werden können, und es hat eine Menge nützlicher Einrichtungen geschaffen, die die Pflege und die Verwirklichung der Ideale fördern. Gerade hierin offenbart sich die Göttlichkeit des Christentums, daß seine volle und wahre Bedeutung von den ersten Generationen der Christen gar nicht geahnt, geschweige denn verstanden werden konnte, und daß sie, von Illusionen geleitet, in einer vermeintlich und in gewissem Sinne wirklich dem Untergange geweihten Welt Einrichtungen trafen, die der Kulturentwicklung entfernter Jahrhunderte zu dienen bestimmt waren. Durch solche allmähliche Enthüllung des göttlichen Ratschlusses erfüllt Christus seine Verheißung, daß nach seinem Hingange der Paraklet die Jüngerschaft in alle Wahrheit leiten soll, nicht durch die vermeintliche Verleihung der Gabe der Unfehlbarkeit an den Papst, die psychologisch undenkbar ist, durch das Zeugnis der Geschichte widerlegt wird, und die, wenn sie Wirklichkeit wäre, der Christenheit nichts nützen würde.

Nach der Meinung der ersten Christen war der Heiland gekommen, aus dieser bösen Welt, die er bei seiner binnen kurzem bevorstehenden Wiederkunft in den Höllenrachen zu schleudern beschloß, ein Häuflein Auserwählter zu retten. Seine sich im Verlauf der Jahrtausende allmählich enthüllende Absicht aber ist gewesen, ein äußerliches Gerüst herzustellen — die von christlichen Grundsätzen beeinflussten Gesetze und Staatseinrichtungen gehören dazu —, das die Masse der Menschen zu einer der leiblichen und der seelischen Gesundheit förderlichen Lebensführung nötigt und sie dadurch allerdings auch für ein höheres jenseitiges Leben vorbereitet, indem dieser orthopädische Apparat die Entfaltung der guten und edeln Triebe begünstigt, die der bösen und schädlichen hemmt. Was die damalige Welt betrifft, so scheint die Besserung der Volks sitten in einigen Stücken von der Verschlechterung in andern aufgewogen worden zu sein. Nahmen gewisse Lieblingslaster der antiken Welt ab — vielleicht mehr unter dem Einflusse der germanischen Einwanderung als unter dem des Christentums —, so griff dafür das ekelhafte Eunuchenwesen um sich, wenigstens in der Osthälfte des Reiches. Ob die Ehesitten vom Christentum gebessert oder, wie neuere Ethnologen und Historiker behaupten, durch die Geringschätzung der Ehe und die Empfehlung der Virginität verschlechtert worden sind, wird sich schwer feststellen lassen, ebenso ob nicht die Besserung des Geschlechtslebens, die den Germanen zu danken war, von der Ansteckung aufgewogen worden ist, der sie selbst unterlagen. Anders gefährbt wurde die Schattenseite des Volkslebens von ihnen auf jeden Fall: die weiblichen Laster wurden von den rohen verdrängt. Auch der deutsche Durst machte sich bemerkbar. Die Zahl der Kneipen wuchs. „Trinken wir auf das Wohl des Kaisers — hieß es bei jeder Gelegenheit —, auf das Wohl des Heeres, auf die Gesundheit des Comes und seiner Söhne.“ Und die Gelehrten seufzten über den Trinkzwang, der ihnen an vornehmen Tafeln auferlegt wurde.

In Beziehung auf den Streit über das Verhältnis des Christentums zur Kultur urteilt Grupp: „Die Christen waren zwar weltfeindlich [sein Ausdruck, der einigermaßen erklärt werden mußte], aber ihrer Mehrzahl nach nicht kunst- und kulturfeindlich.“ Daß sie den bildenden Künsten nicht feind waren, wird durch die Katakombenbilder hinlänglich bewiesen. Grupp hat sein Werk mit vielen solchen wie überhaupt mit belehrenden Illustrationen geschmückt. Man erkennt aus jenen Bildern, daß die Christen der ersten Jahrhunderte keineswegs finstere Fanatiker gewesen sind, Marter szenen kommen nicht vor. Die meisten Darstellungen tragen ein freundliches Gepräge; anmutige Figuren, liebliche Szenen sind häufig; das Nackte wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Besonders beliebt ist das Idyllische: daß Christus oft als guter Hirt erscheint, ist bekannt. Der christliche Dichter Prudentius (gestorben 410) nimmt sogar die Götterbilder als Kunstwerke in Schutz. „Waschet ab, schreibt er, die Marmorbilder, die von euren häßlichen Besprengungen besudelt sind, und lasset den Statuen ihre reine Schönheit. Großer Meister Werke sind sie. Ich will, daß sie als Kunstzeugnisse eure Vaterstadt schmücken, nur soll in Zukunft kein schlechter Gebrauch mehr von ihnen gemacht werden.“ Dogmatisch, streng, majestätisch und Ehrfurcht, ja Schrecken einflößend werden die Darstellungen,

meist Mosaiken in Basiliken, erst in der byzantinischen Zeit. „Während die Heiden Götter und Helden mit einem Strahlenkranz umgaben, stellten die Christen ihre heiligen Personen schlicht und prunklos als Menschen dar und haben erst vom Schluß des dritten Jahrhunderts ab Christus und Maria mit einem Nimbus geehrt.“ Aber eines ist der christlichen Malerei von Anfang an eigentümlich gewesen: ihre Neigung zum Symbolismus. „Einen Gegenstand für sich als Selbstzweck rein objektiv wiederzugeben, schien einem Christen nutzlos; jedes Bild mußte etwas tieferes bedeuten; und diesem Grundsatz mußte sich auch die biblische Geschichte beugen,“ weil viele ihrer Personen und Begebenheiten an sich nicht sehr erbaulich und nur als Sinnbilder von etwas Höherm und Edlerm fähig schienen, in die religiöse Betrachtung und Darstellung aufgenommen zu werden. Daß einige christliche Einsiedler und Mönche die ersten gewesen sind, denen die Schönheit der Natur aufgegangen ist, hat Biese bemerkt und die das bezeugenden Aussprüche der Kirchenväter Basilius und Gregor von Nazianz gesammelt. Auch Grupp führt einige an und bemerkt dazu: „Mit frischem Blicke schaute der Christ in die Natur, mit Augen, die keine mythische Vorstellung trübte. Er sah keine Nymphen und Faune im Waldesweben, auf der grünen Au, keinen Poseidon, keine Sirenen im Meereswogen, keine Berggeister und Windgötter, obwohl er sich noch nicht ganz losmachte von der Vorstellung, daß gute und böse Geister die Naturerscheinungen hervorbringen. Aber im allgemeinen lag doch die Natur viel klarer vor seinem Auge, denn sie ging nach seinem Glauben aus der Hand des einen Gottes hervor, und dessen Weisheit und Reinheit spiegelte sich darin. In Predigten über das Sechstageswerk schilderte Basilius die Schönheit der Schöpfung, die Zweckmäßigkeit des Nestbaues der Vögel, die Kunstfertigkeit der Bienen, die Sorge der Störche für ihre Jungen. Aber höher noch erhob sich die Betrachtung in der symbolischen Deutung der Natur. In jedem Tier, in jeder Pflanze glaubte man die Handschrift Gottes zu sehen, eine Lehre, eine Idee zu entdecken.“

Außer Biese haben in neuerer Zeit besonders Volkswirtschaftslehrer und Sozialpolitiker die Kirchenväter befragt. In der Tat liefern sie eine so reiche Ausbeute, daß ohne ihre Benutzung weder die politische noch die Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit geschrieben werden könnte. Aus der Schilderung, die Cyprian von den Leiden der unter Valerian in die numidischen Bergwerke geschickten Christen entwirft, können wir entnehmen, was Bergarbeiter, die alle entweder Sklaven oder Verurteilte waren, zu leiden hatten. „Die Füße stecken in Fesseln, die nicht mehr der Schmied, sondern Gott allein abnehmen wird. Dem Körper fehlt eine Lagerstatt, jede Pflege; er muß auf dem nackten Boden liegen. Die Verurteilten bekommen kein Wasser, den dicken Schmutz abzuwaschen, mit dem sie ihre Arbeit bedeckt; Brot wird kärglich gereicht; ihre Kleidung gewährt keinen Schutz vor der Kälte. Der Kopf ist halb geschoren, und was von Haaren bleibt, das starrt von Schmutz.“ Viele Maßregeln und Gesetze der spätern Zeit hatten die Ausrottung oder wenigstens die Einschränkung der Landstreicherei und des Bettelns zum Zweck; häufig wurden aus den großen Städten die Arbeitslosen ausgewiesen. Eine

solche Ausweisung veranlaßte den Chrysostomus zu einer Strafpredigt, die unsere heutige Großstadtfrage in mehr als einem Punkte berührt, und die, wenn sie heute von einem Geistlichen gehalten würde, bei den verschiedensten Parteien entrüstete Proteste hervorrufen würde. „Was hat man für einen Vorwand, den Bittenden die Hilfe zu versagen? Es sind Flüchtlinge, sagt man, fremde verlaufne Menschen und Taugenichtse, die ihre Heimat verlassen haben und in unsrer Stadt zusammenströmen. Deswegen also ist man unwillig? Man gönnt der Hauptstadt den Vorzug nicht, der ihre Ehrenkrone ist, daß in ihr alles Volk einen gemeinsamen Zufluchtsort zu besitzen glaubt, und daß alle diese Stadt der eignen Heimat vorziehen? Darüber solltet ihr vielmehr jubeln und euch freuen, daß sie in eure Arme eilen wie zu einer gemeinsamen Versorgungsstätte und in unsrer Stadt die Nährmutter des ganzen Volks erblicken. Macht doch, ich bitte euch, diesen Ruhm der Stadt nicht zunichte, und vermindert nicht das Lob, dessen sie sich von den Vätern her erfreut hat.“ Der sonst sehr verständige Chrysostomus erweist sich hier als ein herzlich schlechter Nationalökonom, indem er die Großstadt für eine Nährmutter hält, dem Gehirn die Funktion der Gliedmaßen und des Ernährungssystems zuteilt. Freilich hat Konstantinopel wie Rom zuzeiten Unmassen von Schmarozern ernähren können, aber nur dadurch, daß es die Provinzen ausraubte, die Ernährungsorgane des Volkskörpers schwächte und vernichtete. Diese falsche Politik, die Chrysostomus lobt, ist bekanntlich eine der Ursachen des Untergangs des römischen Reichs. In der Beantwortung der Frage nach diesen Ursachen bleibt Grupp so ziemlich im hergebrachten Geleise, indem er das Hauptgewicht auf die Unsitlichkeit legt. Er würde jedoch seinen Lesern einen Dienst erwiesen haben, wenn er die Ansicht Otto Seecks skizziert hätte, wie wir es im 5. Hest des Jahrgangs 1896 der Grenzboten getan haben (vgl. auch das 30. Hest, 1903); sie scheint uns von allen Antworten auf die berühmte Frage die am meisten befriedigende zu sein.

Um von dem vielen interessanten und auch für unsre Zeit beherzigenswerten, was das Werk enthält, nur noch eins zu erwähnen: Grupp stellt auch dar, wie die Germanen die vormals unvergleichliche Disziplin des römischen Heeres untergraben haben. Bismarck hat einmal, wir wissen nicht mehr bei welcher Gelegenheit, die Ansicht ausgesprochen: in Ostelbien seien die Germanen durch die Blutmischung mit Slaven disziplinierbar geworden, und nur diese Änderung des Rassencharakters habe den preussischen Staat und seine Leistungen ermöglicht. Hier und da stößt man auf ein Paradoxon, zum Beispiel auf Seite 298 des zweiten Bandes. Es ist davon die Rede, daß Konstantin von der Duldung zu der Begünstigung der Christen fortschritt. Bei der Duldung habe der Staat nicht stehn bleiben können. „Er kann es sogar heute nicht, denn entweder muß er eine Religion begünstigen oder alle Religionen verfolgen.“ Die Vereinigten Staaten Nordamerikas beweisen das Gegenteil. Eine Bemerkung auf Seite 441 des zweiten Bandes müßte weiter ausgeführt werden, wenn sie überzeugend wirken sollte. „Die Neigung der Städte für die neue Lehre und das Festhalten des Adels und der Bauernschaft am alten Heidentum vergleicht man wohl mit der ähnlichen Erscheinung in der heutigen

Zeit und folgert daraus, was man übrigens meist schon voraussetzt, daß der Katholizismus eine absterbende Religion sei. Mag einen oberflächlichen Beobachter auch der Vergleich bestechen, so entdeckt der tiefer forschende doch einen gewaltigen Unterschied. Damals waren es nicht die Leute von Besitz und Bildung, nicht die aufsteigenden und die herrschenden Stände, die der Neuerung zufielen, wie heute, sondern die Armen und die Bedrückten unter den Städtern.“ Gerade so wie heute, werden die Sozialdemokraten sagen. Die Bildungsaristokratie hat freilich das Ei des neuen Glaubens gelegt, aber wir, die Sozialdemokraten, haben es ausgebrütet und ziehn das Rücken groß; uns also gehört die Zukunft; der „Bildungsphilister“ ist ja längst ein arger Reaktionär geworden. Also der behauptete Unterschied zwischen damals und jetzt muß genauer erklärt werden, wenn man ihn verstehn soll. Als Probe von Gruppss Darstellungsweise mag seine gute Charakteristik der orientalischen Kirche dienen.

Die Neigung zu überschwenglicher Spekulation, die Vorliebe für den weltabgewandten Spiritualismus und die überideale Stimmung des Morgenlandes, die sich gern von monophysitischen Irrungen hinreißen ließ, barg eine große Gefahr. Die Denker überließen die Welt sich selbst, verschlossen sich gegen die sie fremd anmutenden Anregungen des germanischen Westens und versteiften sich immer mehr in ihr einseitiges Wesen. Wenn der Orient verkücherte, war nicht etwa Bildungsmangel schuld; dem Orient fehlten weder die Mittel noch die Liebe zur Bildung; stand er doch dem Judentum wie der antiken Welt viel näher als die Germanen und empfing von beiden fortgesetzt die kräftigsten Einwirkungen. Nicht nur entfaltete sich das ernste Denken in zahlreichen Systemen, sondern auch das Fühlen und Empfinden ergoß sich in zahllosen Dichtungen.

Die orientalische Kirche war auch viel freisinniger, viel rationalistischer als die abendländische; sie entspricht mehr dem Ideale der modernen protestantischen Theologie [mit deren Vertretern die griechischen Studierenden heute lebhaft verkehren]. So teilte sie nicht den ein wenig [bloß ein wenig?] übertriebnen Dämonenglauben des Westens, kannte keinen Stand der Exorzisten, wie die römische Kirche, und verfiel nicht dem Hexenwahn. Während sich die abendländische Phantasie gern den Gegensatz von guten und bösen Geistern ausmalte und ihn in dramatischen Aufzügen darstellte, drängte im Osten der Gegensatz von Geist und Fleisch den Kampf der Geister [sind mit den Geistern die Dämonen gemeint oder die disputierenden Theologen?] in den Hintergrund, wie am besten die Erlösungslehre lehrt. Weniger als im Westen durchdrang die Kampf Stimmung das Gemüt [für die Theologen und ihre Synoden, unter denen die Räubersynode von 449 die berüchtigtste ist, gilt das sicherlich nicht], und damit hing auch der Mangel juristischer Formen zusammen. [Dessen eigentliche Ursache war doch wohl, daß der unmittelbare Einfluß des römischen Juristengeistes fehlte.] Die griechische Kirche kannte keine Bußredemtionen und Kompositionen, sie ermäßigte früh die Kirchenbußen, machte den Zölibat nicht zur Pflicht für alle Priester, ließ weltliche Krankenpfleger zu und verbot nicht ganz allgemein das Zinsnehmen. Das strenge Strafverfahren des Abendlandes, Inquisition und Folter blieben dem Osten fast ganz fremd. In der Liturgie hielt die orientalische Kirche an den alten Formen, an den alten ausführlichen Texten fest und kürzte viel weniger als die römische; sie gestattete nicht mehrere Altäre in einer Kirche und beugte damit einer ungebührlichen Vermehrung der Weltpriester vor. Andererseits war sie weniger zentralistisch und absolutistisch: sie duldete verschiedene Liturgien, verschiedene Kirchensprachen, ließ den verschiedenen Sprengeln ihre Unabhängigkeit, sodaß man eigentlich von orientalischen Kirchen, nicht von der griechischen Kirche reden mußte. Den bekehrten Völkern gestattete sie den Gebrauch ihrer Sprache

beim Gottesdienst, so den Kopten, den Goten, den Vandalen, den Slawen, den Türken und unterschied nicht zwischen Predigtsprache und liturgischer Sprache. So ließ schon Chrysostomus in Konstantinopel einen gotischen Bischof in seiner Sprache Liturgie halten und predigen und bestieg zum Schluß selbst die Kanzel und pries die Macht des Evangeliums, das in allen Sprachen verkündet werde. Wenn sich Rom den Slawen gegenüber nachgiebiger zeigte als den Germanen gegenüber, so war das der Rücksicht auf Ostrom zu verdanken. Allerdings bedeutete die Nachgiebigkeit der Griechen Schwäche, während die abendländische Zusammenfassung Kraft bewies und Macht und Einfluß brachte.

Das Gemeinsame, Verbindende war in der griechischen Kirche ihre ruhmvolle Vergangenheit, die Pflege ihrer Tradition. Aber diese Vergangenheit drückte allzu sehr; sie fesselte und lähmte mehr, als sie belebte und anregte, und so ist in der Kirche wie im Staate alles verknöchert. Unter dem Einflusse des orientalischen Geistes pflegte die griechische Kirche mit einer an das Judentum gemahnenden Angstlichkeit Formen und Zeremonien. Die Zeremonien aber wie Aniebcugungen und Bekreuzungen, die Reliquien und die Bilder erstickten den Geist der Religion, und heute geht das orientalische Religionswesen in lauter Außerlichkeiten auf, während im Abendlande immer wieder religiöse Bewegungen — auch die häretischen leisteten diesen Dienst [gerade diese eigentlich allein] — zum Abstreifen von Formen, die leere Hülsen geworden waren, und zur Verinnerlichung nötigten. Die Kraft und Tiefe einer Religion hängt viel weniger vom Bildungsgrade ihrer Bekenner ab als von deren Charakter und Willensstärke, von der werktätigen Liebe, vom Opferfinn, vom Sinn für Ordnung und Einheit.

Wer römische Kulturgeschichte nur zur Bervollständigung seiner allgemeinen Bildung studieren will, dem ist statt des schwer zu bewältigenden Friedländer unbedingt der kürzere und dabei vollständigere Grupp anzuraten. Wer wissenschaftliche oder literarische Zwecke verfolgt, der kann zwar neben den Quellen und den maßgebenden Geschichtswerken Friedländer nicht entbehren, aber er wird daneben auch Grupp mit Nutzen gebrauchen. Bietet dieser ihm, abgesehen von manchen Spezialitäten der christlichen Altertumswissenschaft, stofflich nicht gar viel neues, so enthüllt er ihm dafür neue Ansichten des vertrauten Gegenstandes und regt ihn dadurch auf mannigfaltige Weise an.



Historisch-dramatisches Figurenkabinett

2



aria Stuart, Königin Elisabeth. Daß sich unserm Schiller das tragische Ende der Königin von Schottland unter vielen andern geschichtlichen Begebenheiten als Gegenstand eines Trauerspiels besonders empfohlen haben muß, liegt bei dem richtigen Blick und dem feinen Gefühl, die ihn bei solchen Wahlen leiteten, nahe genug. Daß er aber aus dem zu Gebote stehenden reichen geschichtlichen Material ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen imstande war, verdanken wir neben dieser glücklich getroffenen Wahl der erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Begabung, die in ein und demselben Gehirn die Fähigkeiten des Geschichtsforschers, des Philosophen und des frei erfindenden Dramatikers vereinigte.

Grenzboten IV 1905

19